

# «Meine Präsenz triggert Leute»

Tamy Glauser war ein erfolgreiches Model. Heute ist sie in Reality-Formaten zu sehen. Abstieg oder Selbstermächtigung?

RAHEL ZINGG

In einer Szene der SRF-Reality-Show «Shaolin Challenge» gerät Tamy Glauser in eine Auseinandersetzung mit dem ehemaligen Schwinger und Käsebesitzer Nöldi Forrer. Er fragt sie, warum sie vegan lebe. Es folgt eine Diskussion über die Milchproduktion. Forrer spricht von Tradition, davon, dass die Landwirtschaft so funktioniere. Glauser hält dagegen, spricht von Tierleid, vom Klima, von Verantwortung. Sie fragt sich danach, ob er die richtige Person für dieses Gespräch gewesen sei. Reflexion sei nicht immer das Ding von Männern. Dann lacht sie nicht.

Tamy Glauser. Das ist die Person, die Ende der 2010er Jahre überall war. Als Model auf den Laufstegen von Louis Vuitton und Givenchy. In Interviews zu hören, in Magazinen zu sehen – und Arm in Arm mit der ehemaligen Miss Schweiz Dominique Rinderknecht. «Tamynique», wie die beiden in den Boulevardmedien fortan genannt wurden, war mehr als ein Paarnamen. Öffentlich verliebt, omnipräsent, ein Angebot an die Gesellschaft: Schaut hin, so kann Liebe auch aussehen. Die Schweiz bekam ein lesbisches Promipaar, das nicht am Rand stand, sondern mitten im Bild. Die Headlines folgten den beiden wie ein gut erzogener Hund.

## Figur davor und danach

Tamy Glauser war als Frau für Männermode gelaufen, bevor dies als hübsche Diversitätsgeste durchging. Mit geschorenem Kopf und ruhiger, weicher Stimme störte sie alte Bilder (so sehen Frauen aus, so sehen Männer aus) und sagte, sie mache grundsätzlich, was sie wolle. So hätte diese Geschichte enden können: als Bewegung nach vorn. Anders, verliebt, sichtbar. Dann ist Tamy Glauser verschwunden.

Im Frühjahr 2026 sitzt sie in einem Café in Zürich, der Blick ruhig, aber prüfend, fast abtastend. Oberhalb ihrer Lippe wächst ein Flaum. Ihre Haare sind wieder etwas gewachsen. Sie hat sich während ihrer Zeit im Shaolin-Tempel (Dreharbeiten vergangenes Jahr) nach langem wieder eine Glatze rasieren lassen. Früher wäre das ein Ereignis gewesen. Heute: «Nobody cares.»

41 Jahre alt, steht sie wieder vor den Kameras. Aber nicht mehr als das kühle, androgyne Model, das man von weitem bestaunt. Sondern in Reality-TV-Formaten. In «7 vs. Wild» auf 3+, wo Prominente in der Wildnis bestehen müssen, und in der SRF-«Shaolin Challenge», in der Prominente körperliche und mentale Disziplin üben. Ein neues Kapitel. Sie sagt im Gespräch mit der NZZ, sie sei lange still gewesen. Nun komme sie langsam wieder an einen Ort, an dem sie etwas sagen wolle.

2020 gab der Komplex «Tamynique» nach vier Jahren Beziehung und Öffentlichkeit die Trennung bekannt. Glauser wollte ihre politische Karriere starten. Nationalratswahlen für die Grünen. Doch das Vorhaben endete bald. Mit einem Shitstorm. Als Glauser angekündigt hatte zu kandidieren, klang das zunächst logisch. Sie wollte «etwas bewegen». Klima, Tierrechte, Gleichstellung, Sichtbarkeit. Sie wollte «an der Quelle sein». Ihre Bemerkung «Blut von Veganern kann Krebszellen töten» auf Instagram brachte die Hoffnungsträgerin in die Kritik. Glauser war plötzlich Teil eines Mechanismus, den sie in dem Ausmass nicht kannte. Kommentare in den sozialen Netzwerken verselbständigten sich. «Ich wurde auf der Strasse bedroht», sagt sie heute. «Ich habe mich eine Woche gar nicht mehr aus dem Haus getraut.»

Was sie am meisten verletzt habe, sei nicht die Kritik gewesen. Sondern dass die Leute, die sie in die Politik geholt hatten, sich vollständig von ihr abwendeten. «Ich war allein, und alle waren gegen mich», sagt Glauser. Dann erzählt sie von einer Partei, die ihr schmeichelte, solange sie nützte, und die nervös wurde, als es schwierig wurde. «Ich habe das Rückgrat vermisst», sagt sie.

Glauser kennt Ablehnung, kennt das Angestarrtwerden, die Grenzüberschreitungen. Aber das hier war anders:



Das mit dem «Sich anpassen» hat Tamy Glauser ausprobiert.

ANNICK RAMP / NZZ

verdichtet, öffentlich, unkontrollierbar und wuchtig. An diesem Punkt zieht sie sich zurück. Die Politik war für Glauser eine Lektion in Anpassung. Nicht, weil sie dort konservativer hätte werden müssen. Sondern vorsichtiger, berechnender, strategischer. Genau das, was ihr immer fremd war.

## Versuch der Anpassung

Tamara Glauser hat früh gelernt, was es heisst, anders zu sein. Als Kind habe sie ausgesehen wie etwas zwischen Mädchen und Junge, wird sie später einmal sagen. Sie trug eine dicke Brille. Ihre Haut war dunkler als die der anderen Kinder im Dorf. Ältere Kinder beschimpften sie, verprügelten sie.

Ihre Mutter mit nigerianischen Wurzeln arbeitete als Maskenbildnerin im Ausland. Der Schweizer Vater blieb eine Randfigur. «Ich war okay in meiner Welt», sagt sie. Sie fühlte sich wohl bei ihren Pflegeeltern, wuchs in Bern auf. Sie hatte das Schwimmen. Sie wurde dreimal Schweizer Juniorenmeisterin. Sie hatte die Natur. Sie redete mit Bäumen, schaute sich Blumen an, brauchte für den kurzen Schulweg eine Stunde. Das klingt idyllisch. Es ist aber auch eine Schule des Rückzugs. Rausgehen, allein sein, aushalten, weiter.

Glauser hat die Anpassung ausprobiert. Als Teenager kleidete sie sich femininer, wurde Teil einer Gruppe. Es funktionierte. Dann merkt sie, dass sie Frauen liebt. Und alles kippt wieder. Die Modebranche wird der erste Ort, an dem Glauser nicht nur geduldet, sondern gebraucht wird. Sie beginnt spät, mit 27 Jahren, in einem Alter, in dem andere Models

schon längst Angst vor dem Ende haben. Eigentlich hatte sie ein Soziologiestudium begonnen – aber die Mode kam dazwischen. Sie will als Frau Männermode laufen. «Am Anfang haben alle gesagt, das geht nicht», sagt Glauser. Dann ging es doch. Und dann ging es plötzlich überall.

Der kahl rasierte Kopf wird zum Markenzeichen. Anders zu sein wird ihr Kapital. Später wird daraus ein Begriff: androgyn. Ein Wort, das erklärt, was vorher einfach da war. Was einmal irritierte, wurde ästhetisch integriert. Oscar Wilde sagte einmal, Mode sei jene kurze Zeitspanne, in der das, was anfangs als völlig verrückt erachtet wurde, als normal gilt.

Normalisierung ist ein seltsamer Moment. Was vorher Abweichung war, wird aufgenommen, verwertet, weitergetragen. Die Mode kann das gut. Aus Haltung wird Stil. Aus Stil wird Markt. «Irgendwann hatte ich das Gefühl, meine Mission dort ist erledigt», sagt sie, und damit das Thema Modeln. Sie wollte Schubladen sprengen, keine neuen erschaffen. Das neue Kapitel «Reality-TV», das Tamy Glauser 2026 begonnen hat, ist eins, das auf den ersten Blick nicht passt. High Fashion, politische Sichtbarkeit, queere Symbolfigur – und nun Survival-Formate mit Promis im Dschungel, Shaolin-Training fürs Schweizer Fernsehen. Eine Karrierekurve, die von aussen schnell wie Abstieg aussieht, wenn man Hochglanz für höher hält als Fernsehen.

Tamy Glauser sieht das anders. Das Schweizer Fernsehen auch, und nennt die «Shaolin Challenge» nicht einfach Unterhaltung, sondern fügt hinzu, man thematisiere mentale Gesundheit, Resilienz, Balance, Veränderungsprozesse.

Kritiker fragen, ob man dafür Prominente nach Südkorea in einen Tempel fliegen müsse. Ob buddhistische Kampfkunst als Selbsterfahrungsformat noch Service public sei oder einfach Reality-TV mit besserer Körperhaltung. Jedes Reality-Format lebt davon, dass die Teilnehmenden glauben, sie seien wegen der Erfahrung dort. Während das Fernsehen längst weiss, dass Erfahrung nur dann zählt, wenn sie verwertbar wird.

Glauser interessieren diese medienpolitischen Fragen weniger als das, was die Situation mit ihr macht. «Reality-TV ist für mich sekundär», sagt sie. «Mich interessiert die Challenge.» Wenn sie dafür noch Geld bekomme? Klar, nehme sie. Glauser sagt, sie erkenne sich in diesen Formaten wieder. Sie könne den Leuten nichts vormachen. Wenn sie etwas triggere, sage sie es. Wenn sie eine Situation unehrlich finde, halte sie nicht still.

## Die Miss und das Model

«Meine Präsenz triggert Leute.» Nicht einmal zwingend ihre Aussagen. Schon sie selbst. «Entweder man findet mich richtig geschissen oder richtig gut.» Und neutral? Neutral, sagt sie, sei vielleicht auch gar nicht so erstrebenswert.

Auf Frauen-WC wird sie bis heute und in «neun von zehn Fällen» angefeindet. Sie solle verschwinden. Sie gehöre nicht hierher. Es sind die Momente, in denen sie die Diskussionen leid ist. «Ich will doch einfach nur aufs WC», sagt sie. Sie geht aufs Männer-WC, aber da fühlt sie sich auch nicht wohl. Das ist vielleicht der Unterschied zu früher. Früher stellte sich Glauser dem Widerstand. Heute dosiert sie ihn. «Ich habe mir eine kleine, sichere Bubble ausgesucht», sagt sie, «damit ich die Battles nicht mehr immer führen muss.»

Glauser sagt heute, die Beziehung mit der ehemaligen Miss Schweiz Dominique Rinderknecht habe vieles zugänglich gemacht. Auch weil Rinderknecht anders war als sie, verständlicher vielleicht, «schweizerischer», leichter lesbar. Die blonde Miss und das androgyne Model: Für Medien war das ein Geschenk. Für viele andere auch. Glauser bekam Briefe. Menschen schrieben ihr, dass sie sich nun weniger allein fühlten. Glauser sagt, es sei schön gewesen, die Mission damals im Team zu verfolgen. Aber es sei immer ihre Mission gewesen. Dass sie die heute wieder und seit der Trennung allein verfolge, ändere nichts.

Wenn sie je wieder in die Politik gehe, sagt Glauser heute, dann nur mit einer eigenen Partei. Ihre Kritik ist über die Jahre grundsätzlich geworden, sie bleibt aber abstrakt. Sie spricht von einem System, das auf Profit ausgerichtet ist, von Macht, von Lobbys. Weder Kapitalismus noch Kommunismus seien Lösungen, sagt sie, es brauche etwas anderes.

Am Ende des Gesprächs kommt sie noch einmal auf die Frage zurück, wie das alles zusammenpasse. Mode, Reality-TV, Spiritualität, Systemkritik, Veganismus, Öffentlichkeit, Rückzug. «Ich schulde niemandem mehr Rechenschaft. Nur mir selbst.» Sie mache diese Dinge nicht, weil sie vorher prüfe, ob sie in ein Gesamtbild passten. Sie mache sie, weil sie für sie stimmten. Wenn sie nun auf die LGBTQ-Bewegung Ende der 2010er Jahre zurückblickt: «Das war eine ganz andere Energie», sagt sie. Sie macht eine kurze Pause, als würde sie diesen Satz noch einmal prüfen. Heute sei vieles davon routinierter. Erwartbarer. Auch aggressiver. Die Debatten hätten sich verhärtet. Die Positionen auch.

Es gibt mittlerweile neue Figuren wie den ESC-Star Nemo, an denen sich eine Debatte entzündet, die früher an ihr selbst hing. Sie verfolgt diese nicht mehr aktiv, aber sie wird an ihre eigene Geschichte erinnert. «Story of my life», sagt sie. Und zugleich freut sie sich über die Jüngeren. Über die «Babygays», wie sie sagt, die heute sichtbarer seien, freier, weniger allein. Glausers Mission ist vielleicht nicht erledigt. Sie gehört nur nicht mehr ihr.

«7 vs. Wild»: 16 Folgen à eine Stunde auf One+ und die 6 Folgen der «Shaolin Challenge» (à 40 Minuten) sind auf Play SRF abrufbar.